

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 71.

Donnerstag, 25. März.

1915.

(1. Fortsetzung.)

Das adlige Freihaus.

Roman von Albert Petersen.

Nachdruck verboten.

Draußen im Park sickerte gleichmäßig und vornehm-
leise ein steter Bandregen aus den monoton grauen
Wolfschleusen, die Tropfen bohrten kreisrunde Löcher
in den feinen Sand der Wege, hier und da sammelte
sich das Wasser an und wühlte sich ein regelrechtes
Flusbett, in dem einige Blättchen wie leichte Boote
kanzten. Von den naßblanken Blättern fielen ununter-
brochen die Tropfen, glänzend wie Quicksilberkügelchen.
Von Rosen und Jasmin verbreitete sich ein Atem wür-
ziger Frische.

Gar zu gern wäre Grethenfrau in den Regen
hineingelaufen, hätte die Seereisen der Blattboote ver-
folgt, wäre über die Miniaturstromschnellen gesprun-
gen und hätte — an versteckter Stelle — das Bünglein
ausgestreift, um die von den Rosen fallenden Tropfen
aufzufangen. Hwarz hatte sie ein schmollendes Gesicht
geschnitten, als Mühme Elisabeth, welche dem Großvater
den Haushalt führte, ihr befahl, sich während des
Regens drinnen zu beschäftigen. Wer da sie nur unter
der Bedingung, wirklich artig zu sein, die Ferien im
Freihaus verleben durfte, hatte sie gehorcht, denn hier
war es doch viel schöner als drüben am Zingel im väter-
lichen Kaufmannshause mit den dunklen Räumen und
schmalen Treppen.

Wer in einem der Zimmer artig auf dem Stuhl zu
sitten, wäre doch zu langweilig gewesen, und jetzt lag
Grethenfrau mit einem mächtigen Bilderbuche auf
der Galerie, schaukelte mit den drallen Beinchen, sah
auf die bunten Bilder, buchstäblich mühsam halbblau: „H-a-n-sel und Gretel bei der Hexe.“ Dann und
wann blinzelte sie durch die Öffnung des Geländer-
schnitzwerks auf die Bördiele hinab, wo die beiden
Mitter unentwegt ihre Lanzens umflammerten, und be-
merkte, daß aus der einen Tür immer wieder ein
hagerer, häßlicher Frauenkopf blickte. Das Gesicht war
faltig und gelblich. Von dem schwärzen in der Mitte
gescheitelten Haar fielen einige widerspenstige Strähnen
auf die niedrige Stirn. Die Augen waren stechend und
fast schwarz.

„Was Tilde Liedemann doch immer zu gucken hat“,
dachte Grethenfrau verwundert, „ob sie auf jemand
lauert?“

Des alten Veder Liedemann Schwiegertochter war
seit einigen Tagen als Aushilfe für das erkrankte
Stubenmädchen im Freihaus beschäftigt.

Grethenfrau blickte wieder auf ihr Buch. Tilde
hat wahrhaftig Ähnlichkeit mit der Hexe da,
wahrhaftig.

Jetzt wurde unten die Tür von Großvaters Ar-
beitszimmer, in dem allerdings nicht mehr gearbeitet
wurde, geöffnet. Und die Kleine erkannte den festen
Schritt des alten Herrn. Und da — wieder erschien
der häßliche Frauenkopf — und dann — dann stand
Tilde Liedemann plötzlich vor Herrn Lorenz Woldsen
Wilsen.

Utemlos warbte Grethenfrau, was die Frau wohl
von Großvater wollte.

„Was will sie schon wieder, Liedemann, schon wieder
Geld?“ klang des alten Herrn unterdrückte Stimme.

„Nur einige Mark, Herr“, flüsterte die Frau
dringend.

„Gibt's nicht. Gehe sie, lasse sie mich in Ruhe“,
und er wollte an ihr vorüber.

„Hahaha, soll wirklich die ganze Stadt wissen, daß
Herr Lorenz Woldsen Wilsen anständige einfache
Leute zum Schnüggeln verführt hat, und wie es war
mit Klaus Paulsen's Tod?“ Jetzt meint alle Welt, Paul-
sen wäre allein gewesen, als er ertrank, und Herr
Wilsen sei doch ein mächtig christlich mildtätiger
Mann, daß er für Witwe Paulsen so gut sorge. Haha,
soll die Stadt Gardby wissen, daß Paulsen beim Über-
laden vom englischen Segler in die See fiel und nur
deshalb keine Rettungsversuche gemacht wurden, weil
Herr Lorenz Woldsen Wilsen die Waren mehr wert
waren als ein Menschenleben?“

„Annenmärchen. War sie dabei, he?“

„Nein, aber mein Mann hat's mal erzählt, als er
frank lag. Da —“

„— lag er im Fieber. Ja, ja, geh' sie jetzt.“

„Na, wenn's nicht wahr ist, braucht Herr Wilsen
ja auch keine Angst zu haben. Da kann ich es ja getrost
erzählen.“

„Halte sie den Mund“, rief der Herr jetzt erregt.

„Sss — es braucht doch keiner zu hören. He, wie
ist es mit einigen Mark, Herr Wilsen?“

Grethenfrau hörte, wie einige Geldstücke klirrend
auf die Fliesen schlugen.

„Gesindel sie —“ stieß der Großvater hervor und
wollte jetzt ungeduldig vorüber. Doch wieder trat ihm
die Frau entgegen.

„Noch eins, Herr Wilsen. Sie haben mir ver-
sprochen, daß mein Henning bei Ihrem Sohn in die
Bohre soll —“

„Ja, ja, zum Kuckuck — das ist doch noch lange hin.“

„Stimmt, Herr Wilsen, stimmt alles, aber um ein
tüchtiger Kaufmann zu werden, muß er was lernen.
Wollen Sie mit Rechenmeister Hensen reden, daß er
ihm Privatstunden gibt?“

„Zum — was geht mich das an.“

„Wollen Sie, Herr Wilsen?“ fragte Frau Liede-
mann jetzt drohend.

„Na meinek wegen. Und nun gehe Sie mir aus
dem Wege, Gesindel, sonst reißt mir die Geduld.“

„Ja, ja, besten Dank, Herr Lorenz Woldsen Wilsen,
küß die Hand, Herr.“

Aber er stieß nur knirschend und verächtlich „Hexe“
hervor und schob die Frau unsanft zur Seite.

Tilde Liedemann verschwand wieder geräuschlos
hinter der Tür, aus welcher sie gekommen war und
fuhr fort, in der Stube Staub zu wischen. Pinselte
mit dem Federbüschel über die silberne Standuhr, welche
bei längerem Hinschauen scheinbar immer schneller,
hastender ihren Perpendikel hin und her eilen ließ,
fuhr mit dem Staubtuch über die zierlichen Porzellan-

figuren — Schäfer und Schäferin — über die Kupferstiche „Hagar auf kummervoller Wanderung“ und „Rebekkas Einzug“.

Aber Tilde Liedemann war mit den Gedanken nicht bei ihrer Arbeit. Sie vergaß den holzgeschnittenen „Mückenfräker“ zu reinigen, und eine feine Staubschicht blieb auf der Platte des Toccadiletisches. Allmählich verschwand auch der höhnische triumphierende Zug aus ihrem knochigen, häßlichen Gesicht, die Züge wurden milder, ja, etwas wie zärtliche Träumerei huschte ihr in die Augen und um die Lippen.

Der Jung! Ihr Jung! Wie gut sollte er es haben später. Wie hoch sollte er steigen. Erst Lehrling im Handelshaus der Wilsen, dann Konsorist, dann — dann —. Wer weiß — wenn bei dem jungen Wilsen nur die eine Tochter, die Grethenfrau, ist und bleibt?

Immer führer wurden Tilde Liedemanns Pläne, während sie über die Geranien und Kerzen auf der weißgestrichenen Fensterbank hinaus in das Grau des immer noch unaufhörlich sickernden Regens schaute.

Wenn er nun die Grethenfrau heiratet — wenn er dann Herr des Handelshauses wird! Wer weiß, mein Jung, vielleicht regierst du mal im adligen Freihaus, bist mehr als Bürgermeister, Amtmann und Propst, mein Jung, mein Jung!

Tilde war die Tochter eines umherziehenden slowakischen Händlers, der im Nachbardorf sich in eine Messerstecherei eingelassen hatte und dabei getötet wurde. Seine Witwe zog weiter in die Künstenstadt, verkaufte hier den Rest ihrer Waren, wollte dann aber nicht weiterziehen, und mildtätige oder für alles Fremdartige leicht interessierte Menschen nahmen sie und das Kind auf.

Eines Tages aber war die Frau mit einem fahrenden Gesellen heimlich davon gegangen und schließlich kam die kleine Tilde, ein Name, den ihr erst die christlichen Gardbyer gegeben hatten, ins Siechen- und Waisenhaus.

Die Frau hatte heute noch nicht vergessen, wie bitter es ist, von der Gnade anderer Leute zu leben. Wie hatten sie die Blicke und Reden der Gardbyer gefränt. Bis — bis sie dann zu einem eigenartig hübschen Mädchen heranwuchs und die Burschen hinter ihr her waren. Gegen den Willen seines Vaters, des alten herrschaftlichen Rütschers, hatte Liedemann sie zum Weibe genommen. Sie hatten ihr gutes Auskommen. Ohne Miete durften sie in dem Häuschen in der Langenarmstraße wohnen, welches den Wilsens gehörte. Aber Tilde wollte höher hinaus. Und wenn sie auch eingestehen müßte, daß ihr Mann kein Verständnis für ihre Pläne zeigte und nicht danach geizte, etwas anderes zu werden, als er war, so sollte ihr Sohn eine andere Stellung einnehmen als seine Eltern. Und Tilde scheute auch die häßlichsten Mittel nicht.

Tante Lisbeth war auf dem alten Ohrenstuhl in ihrem Stübchen eingeschlummert. Sie hatte sich erst pflichtgetreu überzeugt, daß ihr Vetter Lorenz Woldjen alles zum Mittagschlaf bereit finde, hatte Grethenfrau ermahnt, nicht zu sehr zu tollen, und saß nun mit gefalteten Händen in ihrem Lieblingsstuhl.

Vor ihr auf dem Schoße lag aufgeschlagen ein Bändchen der „Kabinett-Bibliothek der deutschen Klassiker — Anthologie aus Rosengartens Gedichten“. Tante Lisbeth war trotz ihrer sentimentalnen Veranlagung gerade bei der herzereizenden „Ausjöhung“ eingeschlafen.

O Elwina... o meine Elwina... o Schmerzgeliebte... Halte, Geliebte, halte ein! Dieser erbarmenden Huld. Dieser Seligkeit last, dem qualenreichen Entzücken Genüget der Endliche nicht. Halte, Geliebte, halt ein!

Eine fürwürige Fliege saß jetzt mit leicht spielenden Fühlern auf dem „qualenreichen Entzücken“, und Tante Lisbeths länglicher Kopf war unter „dieser Seligkeit last“ vornüber auf das gebüllte leidene Brusttuch gesunken. Die künstlichen Ringellocken, lang und steif, lagen wie zwei drohende Geschützrohre auf den knochi-

gen Schultern. Der Sonnenschein blinzelte durch die Baumkronen ins Stübchen hinein, lag hell auf den Rosen- und Resedatöpfen, zitterte auf den rot und goldig glasierten Vasen, auf dem Messingbeschlag des grünverhängten Bücherstanders.

Tante Lisbeth mußte wirklich Elwinas Liebesglück träumen, denn auf ihrem vertrockneten, faltigen Antlitz lag ein leises Traumlächeln. Plötzlich fuhr sie empor. Ein Ball war vom Garten her gegen das Fenster geflogen.

„Fi done“, rief die Erwachende und schaute empor, schien einen Augenblick zu überlegen, ob es nicht Angehomer sei, weiterzuschlafen, hielt es aber für ihre Pflicht, erzieherisch auf die unartige Grobheit einzutreten; sie erhob sich und öffnete das Fenster.

„Verzeihen Sie, liebste Tante“, rief eine helle Mädchenstimme, „es war wirklich nur ein unangenehmes Versehen.“

„Du wirst dich mehr vorsehen müssen, meine Liebe; ein Kind aus guter Familie treibt nicht solche Dinge, die man bei jedem Gassenbuben bestraft. Merke dir das, meine Liebe, und damit mag es diesmal erledigt sein.“

Befriedigt über die eigene Rede schloß Tante Lisbeth wieder das Fenster, hob das Bändchen, welches ihr vom Schoße geglipten war, wieder auf und sank in die Kissen ihres geliebten Ohrenstuhles zurück.

(Fortsetzung folgt.)



Wenn dem Menschen nicht immer etwas teurer ist als das Leben, so ist das Leben nicht viel wert.

J. G. Seume (gest. 18. Juni 1810).

Zeitvertreib unserer Verwundeten.

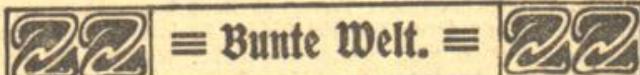
Von R. Kaulitz - Niedek (Trier).

Von Richard Dehmel gibt es ein kleines Gedicht, darin heißt es: „Uns fehlt nur eine Kleinigkeit, um so frei zu sein, wie die Vögel sind: mit Zeit“... Dieses Verschen huschte mir jedesmal durch den Sinn, so oft ich unsere genesenden Kriegsverwundeten beobachte, wie sie sich die Zeit fürzten und vertreiben. Großen Kindern gleichen sie, die auch, sobald Schmerzen und Unbequemlichkeiten vergessen sind, auf Mittel finnnen, um sich zu zerstreuen und zu erheitern. Ein Tag im Lazarett ist ja so lang, und sie alle, die dort gepflegt und geheilt werden, haben viel, viel Zeit. Die Zeit hat für sie mit einem Male ihre Schöpfung, ihren Wert, ihre Bedeutung verloren. Zeit, die Arbeit, Lohn, Brot und Gewinn einbrachte, die gibt ihnen jetzt gar nichts mehr. „Wenn sich freie Zeit nur verpachten, verleihen ließe“, meint ein spaßiger Verwundeter, „ich würde schnell ein reicher Mann!“ In Friedenszeit war jener Maurer gewesen, er arbeitete im Stundenlohn, und jeder Tag, wenn er zur Rüste ging, war bares Geld für ihn. Zum ersten Mal in seinem Leben verlor die Stunde ihren Geldwert, und die Zeit ward sein eigenstes Eigentum. Da lernt er das Träumen über sich selbst kennen, er hat ja Zeit dazu, und der des Denkens ungeübte Geist erlebt seinen Seelenfeiertag. Der Mann, der sonst wortkarg und verschlossen gewesen, der fängt mit einem Male das Erzählen an, er erzählt seinen verwundeten Kameraden, die mit ihm in einem Krankensaal liegen, den ganzen Tag, und er liest mit kindlicher Freude Märchenbücher. Eines Tages bittet er die Pflegerin, sie möge ihm einen Brief, den er an seine Frau geschrieben habe, durchsehen. Er wolle ihr „so etwas recht Feines geschrieben haben, so etwas, von dem unsereins sonst nichts versteht, wo das Herz drin liegt und der Kopf, damit meine Frau auch merkt, was für ein gentütsvoller Kerl ich geworden bin...“

So wird mancher genesende Kriegsverwundete ein Träumer und wohl auch ein Philosoph. Hörmlich dankbar sind diese Leute für ihre freie Zeit; sagte doch einer ganz treuerherzig, jetzt habe er zum erstenmal erfahren, was Herzen eigentlich seien, er habe nun Herzen, und die koste er in vollen Bügen aus, zum erstenmal dürfe er tun, was ihm beliebe,

Dem Name waren durch Granatsplitter die Glieder gerissen, und dabei belustigte er sich mit einem Kameraden am „Mühlenspiel“. In einem Klosterlazarett vertrieben sich die Verwundeten die Zeit damit, daß sie eine „neue“ Musik erfanden: einer spielte auf einem Kamm, während andere die verschiedenen Klänge der Wassergläser ausprobierten, und dazu sangen sie ein kleines Frühlingslied. Als sich die ein-tretende Schwester lächelnd die Ohren zuhielt, rissen ihr die vergrüßten Vaterlandverteidiger zu, sie hätten soeben ein Gedicht auf sie gemacht und es auch in Musik gesetzt. Das Dichten und Versemachen gebebt überhaupt üppig in unseren Kriegslazaretten. Da gibt es kaum etwas, das sie unbesungen lassen. Einer entzückte sich über seine blumige Kaffeetasse dermaßen, daß er sie mit sehr viel gutem Willen, aber herzlich wenig Begabung andichtete.

Auf Spaziergängen in die Täler und Wälder offenbart sich die kindlich dantbare Seele unserer genesenden Krieger in geradezu rührender Weise. Da klettert jeder, dem die Beine heil geblieben, jede Höhe hinan, und hinter den Bäumen spielen sie „Versteden“ und „Haschen“. Sorglos, glücklich und leb wie Kinder sind sie da draußen im Freien, ein Lied auf den Lippen, zu Späßen und harmlosen Niedereien aufgelegt. Als in unsern Tälern noch Schnee und Eis Wege und Felspartien bedeckt, und des Winters herrliche Poetie von jedem Ast und Strauch herabsah, als die gläsernen Eiszapfen wie Kristallfackeln von den Felsenwänden herabhängen, und Krähen in schwerem Fluge durch die schneeweisse Stille flogen, da sind auch unsere genesenden Verwundeten in dieses Baubewinkelchen geführt worden, und mancher hat das Staunen und Bewundern gelernt. Da haben sie sich, wie die Jugend, geschneeballt, sie haben geschlittert, gerobelt, und der Gewandteste von ihnen ist zu den gläsernen Eisferzen am felsigen Bergabhängen geslittert, hat die schönsten und größten abgebrochen, sie unter seine Kameraden verteilt, die sie fauchzend, wie Gewehre geschlurkt, im Gänsemarsch davontrugen. Und heute, wo der Frühling, noch etwas verschämt zwar, über die jungen Waldmose und Straucherknospen streicht, ziehen sie singend durch die Wälder unseres Moseländchens. Wenn dir so ein Trupp genesender Krieger auf keinen Spaziergängen begegnet, schau nicht gleichgültig über ihn hinweg, nide den Augenblickschoen freundlich zu und frage dich: was liegt hinter ihnen, was haben sie geschaut und erlebt in Feindesland, während du glückliche Sicherheit genossen hast?! Aus welchen Arbeitsgebieten mögen sie gekommen sein, die nun als Verwundete durch den Frühling streifen! Gewiß ist mancher unter ihnen, der zum erstenmal die ganze Schönheit der Natur empfindet, mancher, der zum erstenmal das Büchlein über Kiesel hüpfen sieht und der Vögeln im Busche lauscht.



Aus der Kriegszeit.

Brief eines blauen Jungen. Zu diesem Brief schreibt uns die Empfängerin folgende Erklärung: Der Brief ist mir von einem Mat S. M. S. „Molke“ zugesandt worden, desselbe ist Sohn eines Arbeiters in Celle. Als ich einen Brief im „Celler Wochenblatt“ von diesem „H. H.“ durch seinen Pfarrer veröffentlicht fand, sandte ich ihm eine Liebesgabe mit Begleitworten. Darauf kam einliegende Antwort, an der kein Buchstabe geändert ist. Ich bin immer voll Bewunderung über den Bildungsgrad dieser einfachen, deutschen, prächtigen Volkschüler und über den Geist, der sie leitet; er muß und soll sie zum herrlichsten Siege führen. S. M. S., 14. Februar 1915. Gnädiges Fräulein!

— Herzlichen Dank für Ihren lieben Brief, den ich soeben hier auf Vorposten erhalten habe. Das waren Worte, die ich von einer Deutsch-Amerikanerin lange nicht gehört habe. Ich bin versöhnlichlich dort drüben, allerdings meistens teils in den Südstaaten-Häfen gewesen und muß aufrichtig gestehen, daß ich mit Fremden geworfen habe, wie so mancher Deutsch-Ausländer seine Herkunft verleugnet hat. Was mir aber die Handlung unserer Landsleute in aller Welt noch nicht an Beweisung hat nehmen können, das haben Sie, gnädige Frau, mir jetzt vollkommen genommen. Ich weiß jetzt, daß, wo auch Deutsche wohnen mögen, alle diesen feuren Herzen erfüllt sind von dem einen Wunsch, Deutschland möge seine Kraft entfalten, um als leuchtendes Vor-

bild in der Welt dastehen. Sie alle fühlen sich eins mit uns. Sie wünschen ihrem Vaterlande einmütig den endlichen Sieg über eine Welt von Feinden. Sie wollen mit Stolz bekennen, daß sie Deutsche mit Leib und Seele sind. Und das sollen sie. Ihnen, gnädige Frau, kann ich mit gutem Gewissen das Versprechen geben, daß wir aushalten bis zum äußersten. Wir, denen uns doch die schönste Aufgabe dieses Krieges auffällt, unseren langjährigen, heimlichen Feinde „England“ die deutsche Faust fühlen zu lassen. Wir alle können den Augenblick nicht erwarten, wo es zu einer endgültigen Entscheidung kommt, um den verhaften Gegnern den letzten Rest zu geben.

„Wir lieben vereint, wir hassen vereint,
Wir haben nur einen einzigen Feind:
England!“

Dank für Ihre lieben Worte, gnädige Frau, heißen Dank! Es sind Worte, die einem das Herz höher schlagen lassen.—Ich habe in diesem Kriege Glück gehabt. Seit hunderten von Jahren hat Englands Volk keinen richtigen Krieg geführt. Es hat den Krieg gefügt, weil keiner dieser armeligen Kreuzer-geister die wahren Greuel eines solchen hat kennen gelernt. Jetzt, nachdem etwa 200 Jahre seit dem Einfall der Holländer in England vergangen sind, ist es deutschen Schiffen gelungen, deutsche Granaten als fröhliches „Good morning“ auf die verhaftete Küste zu werfen. Unseren Kreuzern ist diese Aufgabe bereits zweimal zugeteilt und zweimal hat Englands Volk zitternd aufsehen müssen und erfahren, was Krieg heißt. Hartlepool, Scarborough, Whitby und vor allem Hartlepool kennen die Grüße deutscher Kreuzer. Sie haben den Krieg aus erster Hand erfahren und am eigenen Leibe erfahren, daß sich Michel nicht ungestraft beledigen läßt. Und daß sich deutsche Kreuzer durchaus nicht vor der überlegenen und wohlverührten englischen Flotte fürchten, das haben wir ihnen auf der „Doggger-Bank“ deutlich genug zu verstehen gegeben. Mag der Briten noch so viel seiner erbärmlichen Mittel anwenden, einmal muß er uns doch kommen und dann — Wahnschau! Möge dieses Volk doch ebenbürtige Namen wie „U 9“, „U 21“, „Emden“, „Ayesla“ und wie unsere braven mutigen Schiffe da draußen heißen, aufweisen. Es wird ihm schwer fallen. Mögen sie weiter feige die Verluste von manchem Schiff verheimlichen, einmal erfährt die Welt es doch, wie scharf deutsche Hiebe in seinen hochmütigen Rädern gefahren sind. — Als dieser Krieg ausbrach, waren wir voll und ganz von dem einen Gedanken eingenommen, daß unsere schöne, junge Flotte nach etwa 14 Tagen aufgehört hat, einen Namen zu führen. Wir waren uns bewußt, daß wir nicht durch könnten. Die Menge der Feinde würde uns im ersten Augenblick riesengroß. Und doch, wer hätte wohl zoghaft nur den Eid der unverbrüchlichen Treue geleistet, den uns unser Kommandant beim ersten Insegehen nach vorausgegangener Mobilisierung abnahm. Wie ein Alp wälzte es sich von den solange bellemten Herzen. Endlich, endlich einmal zu merken, wozu man Soldat war. Wir haben geschworen, bis zum äußersten durchzuhalten, koste es, was es wolle. Ich kann es frei herausgestehen, daß wir enttäuscht waren. Wir glaubten an einen kurzen, blutigen Krieg, in dem sich unsere Flotte aufopfern mußte. Wir träumten von riesenhaften Schlachten, in der beide Parteien um ihre Existenz, um das Sein oder Nichtsein verweilungs- voll kämpfen würden. Aber an einen solchen schmußigen, zum größten Teile mit der Feder gefochtenen Kampf haben wir nicht gedacht. Wir glaubten, einen würdigen Gegner zu finden und fanden nur eine erbärmliche Kreatur, die nur zum Heben, aber nicht zu einem frischen, fröhlichen Kampfe zu gebrauchen ist. Darum hat unser Haß manchmal sogar unbegrenzte Verachtung für dieses Volk von Lügnern. Sollte ich einmal diesen Menschen als Gefangener in die Hände fallen, ich will keine Gnade. Freudig und offen will ich ihnen meine ganze Verachtung ins Gesicht schleudern, dann mögen sie mich der Zura überliefern und mögen richten über mich. Deutsch bleibt ich und deutsch will ich sterben. Sie, gnädige Frau, fragten, ob es mir unlieb wäre, wenn meine Briefe dem deutschen Klub in New York überwandt würden. Ich wünsche es sogar, und bitte darum, daß meine deutsche Landsleute erfahren, wie wir Seeleute die uns zugeteilte Arbeit erfüllen. Sie sollen es wissen, und recht, recht dankbar bin ich demjenigen dort drüben, der auch unseren sogenannten Neutralen die Augen öffnet über die Wahrheit der Dinge. Gern trage ich dazu bei, diesen vielen Millionen Ausländern deutscher Herkunft die alte schöne Heimat wieder lieb zu machen.

Mögen gern manche Pessimisten darüber ihre eigene Ansicht haben, Es gibt nur ein Deutschland, nur eine Heimat. In einem jeden steht doch noch ein Funke alter, langsam glimmender Sehnsucht nach dem winzigen Blümchen, auf dem seine Wiege stand. Sie alle, mögen sie sagen, was sie wollen, sie sehnen sich nach deutscher Kost, deutscher Sitte und Sprache. Und wenn mir da ein winziger Erfolg beschieden wäre, ich würde mich glücklich schämen und Ihnen, gnädiges Fräul., von Herzen dankbar sein, daß Sie mich an diesem großen Werke teilnehmen lassen. Und nun zum Schluß nehmen Sie meinen herzlichen Dank für die mir in so liebenswürdiger Weise von Ihnen und Fräulein H. zugeschickte Gabe. Ich werde Sie in den nächsten Tagen erhalten. Ich bitte Sie jedoch, falls Sie und Fräulein H. ein gutes Werk tun wollen, in Zukunft meine Kameraden in der Armee damit zu erfreuen. Diese armen Menschen haben es in ihren Schuhengräben weit schwerer und können damit einen ausgleichsreicher Gebrauch machen. Ich habe aus Ihren schönen Zeilen Ihre ganze edle Seele kennen gelernt und weiß bestimmt, daß Sie meine lehre Bitte nicht als Unhöflichkeit bezeichnen. Gott befohlen! Mögen Ihre recht vaterländischer Wünsche in Erfüllung gehen und möge Ihnen der weitere Lauf der Dinge nie eine Enttäuschung bereiten. Hochachtungsvoll Ihr stets dankbarer H. H.

Stimmungsbild aus Feindesland. (Originalbericht.)
Heldpostbrief aus Bouconville, 24. Februar 1915. Über dem Tal der Aisne lacht die Senne. Auf den verfahrenen Landstraßen ziehen ununterbrochen in scharfer Fahrt, ohne Schonung des Pferdematerials, Munitions- und sonstige Transportkolonnen. Die klare kalte Winterluft ist schicksalsschwanger und schwarz steigen die kahlen Höhen an der Kourbe empor. Nördlich Massiges bereiten sich Ereignisse vor. Die Führer kennen ihre Befehle und es ist offenes Geheimnis, daß mittags 12 Uhr die Katastrophe des Dramas eintreten wird. Ich befand mich in unmittelbarer Nähe der Höhe . . ., die unsere Truppen stürmen sollten. Der Brigadecommandeur stand neben uns. Den ganzen Vormittag hatte unsere Artillerie ein langsames, sicheres Einschießungsfeuer auf die französischen Stellungen gerichtet und insbesondere die rückwärtigen Auffahrwege unter Feuer genommen. Punkt 12 Uhr bebte die Erde; der Sargdeckel, so heißt die Höhe im Soldatenmunde, auf der ich stand, schwankte seltsam lang und die Höhe . . ., das zu erstürmende Objekt, flog in die Luft und es waren zentnerschwere Erdmassen und Menschenleiber und Steine, die 100 Meter und höher in die Luft flogen. Man sah darauf nicht das geringste, bis die gewaltigen Rauchmassen sich verzogen hatten. Und im Augenblick der Sprengung der Höhe, da sah ein Artilleriefeuer ein, wie ich ein solches während des ganzen Krieges vernommen. Das war ein Bischen und Brüll, ein Gurgeln und ein Dröhnen, daß man sein eigen Wort nicht verstand. Und dieses ganze Feuer sauste über unsere Köpfe hinweg hinüber zum Gegner. Das Artilleriefeuer war „bis aufs höchste gesteigert“. Freilich mußte man auch den Kopf in den Unterstand ducken, denn die Franzmänner jagten Schrapnells auf den Sargstock. Wenige Minuten, nachdem der Pulverdampf sich verzogen hatte, stiegen die ersten Sturmkolonnen aus den Gräben und mit Schneid gingen unsere Leute vor, insbesondere ein rheinisches Regiment. Die französischen Gräben waren schnell genommen und am Abend sahen unsere Leute am Ortsrand von M., im letzten französischen Graben. Die Franzosen hatten riesige Verluste, aber auch mein Bataillon wurde sehr stark mitgenommen. Am Abend kamen unsere Truppen zur Ruhe, 10 Kilometer hinter die Front. Der Kronprinz hat selbst einige Tage darauf das Regiment sich vorstellen lassen und Auszeichnungen verteilt.

Nur etwa 10 Tage währte die Ruhe. Da traf Erst ein und schon wenige Tage darauf sah unser Regiment wieder im Graben und ich muß wieder meine Gänge zum Regiment tun. Das ist meine Erholung. Die Felsen sind abgetrocknet und das Wasser ist aus den Niederungen der kleinen Dorfmöse verschwunden. Das ist schön, wenn man so durch Gottes freie, schöne, erwachende Natur wandern kann. Lediglich in der Artilleriezone der französischen Artillerie muß man etwas Vorsicht üben. Man hört ja die Dinger kommen und meist suchen sie unsere Artillerie. Der Feuerstellungen unserer Artillerie muß man sich also fernhalten. Was mit dem schönen Wetter kommt, das sind die Flieger. Es ist interessant, wenn man die kleinen Wölkchen der Vallon-

abwehrgeschüze in der Luft sieht. Jetzt mit dem schönen Wetter werden wohl die Operationen wieder ihren Fortgang nehmen. Rechts neben uns rennen sich die Franzmänner täglich ihren Schädel ein. Dort haben sie immer riesige Verluste. Auch links in den schwarzen Argonnen drohnt es täglich und weiße und schwarze Schrapnells steht man über S. und St. L. plakten. — — —

Die Romantik der Dardanellen. Die Dardanellen, vielleicht der meistumkämpfte Punkt auf dem Schauplatz der geschichtlichen Welt, sind auch umwoben von einem unvergänglichen Zauber der Romantik. Von allem Goldglanz der Poesie umstrahlt, lebt die allbeliebte Sage von Hero und Leander durch die Jahrhunderte. Das griechische Altertum nahm sie als geschichtliche Wahrheit, und der „Baedeker“ des Hellenismus, der Reisende Pausanias, berichtet, er habe noch in einem Turme das Läppchen gesehen, das dem unglücklichen Leander den Weg zur Liebe durch die Wogen wies. Aus der Ferne herüber grüßt die ausgegrabene Ruinenstadt von Troja, die an die glänzenden Königstage des „griechischen Mittelalters“ — wie man seit Eduard Meyer die Blütezeit der trojanisch-mykenischen Kultur nennt — erinnert, an das Kommen und Gehen der vielen Geschlechter, die hier im Lauf der Jahrtausende Stadt auf Stadt über Schutthügeln getürmt haben. Man denkt auch an den „Reiseführer“ Hadrian, der hier eine Lieblingsvilla hatte und in ihr den rätselhaften Bildhauer Antinous, der sich später als Opfer für das Glück seines Herrn in den Fluten des Nil den Tod gab, und schließlich an den phantastischen, unermüdlichen Schliemann, der hier mit odysseeischer List den berühmten „Schatz des Priamos“ vor den türkischen Behörden für Berlin rettete. . . Närer dem Meere noch türmt sich das „Grab des Achilles“, von Byrons romantischer Poesie für alle Zeiten verklärt — der Dichterlord war auf nichts stolzer als auf seine vorzügliche Schwimmleistung, die mit der Durchquerung der Dardanellen Leanders Beispiel nachahmte — und mehr südwärts, am Horizont verschwindend, und nur mit dem Fernglas erkennbar, das angebliche Grab des Hannibal. Der karthagische Patriot wollte durch Mithridates den Großen die Welt des Ostens gegen den Westen mobil machen: es war ein weltgeschichtliches Ereignis von noch heute nachwirkender Kraft, daß das Römerreich damals stark genug war, die griechische und damit die europäische Kultur vor dem Ansturm der Barbaren zu retten. Könnte man dem Meeresgrund der Dardanellen seine Geheimnisse entziehen, so fände man die Trümmer der gewaltigen, über 400 Schiffe zählenden Flotte des Arabers Maslama, die hier 698 von den Byzantinern mit Hilfe des berühmten „griechischen Feuers“ vernichtet ward. Mit Maslam verlor damals die junge Welt des Islam einen ihrer bewährtesten Feldherren, dessen edle Charaktereigenschaften von christlichen wie arabischen Geschichtsschreibern gleich gerühmt wurden. Hinter Fort Tschankale, auf einem weit über Meer und Land hinausschauenden Hügel, liegt das Grab des tunesischen Korsaren Chaireddin Ilderim („Der Blitz“). Dieser Seeräuber war der Bruder jenes großen, durch den tunesischen Feldzug des deutschen Kaisers Karl V. bekannten Seeräuberfürsten Chaireddin Barbarossa, dessen letzte Ruhestätte sich in Konstantinopel befindet. Ilderim war der Gründer des sog. „Barbareskenstaates“ Tunis; seine Taten haben, was wenig bekannt ist, nach Elzes Forschungen Lord Byron das Vorbild für viele Szenen seines „Don Juan“ geboten; auch Byrons Dichtung „Der Korsar“ erinnert an ihn. Die heutigen kleinen Dardanellendorfer waren einst ein Kranz blühender Städte, die 1403 durch den mongolischen „Weltkönig“ Timur in Schutt und Asche gelegt wurden. Zwischen den „Schädelpyramiden“, die seine grausigen Siegeszeichen bildeten, stand der Vernichter so vieler blühender Kulturen und Völker und sah in der Ferne die Küsten Europas, denen sein nächster Zug gelten sollte. Im Rate des Schicksals war es anders beschlossen: Aufstände in Hochasien riefen den Gewaltigen nach dem Osten, und hier, in Samariland, ereiste den nimmer kriegsmüden Greis der Tod, als er eine Heerfahrt gegen China vorbereitete. In der neuzeitlichen Zeit versank auch der Rest der alten blühenden Dardanellenkultur unter der Pascha- und Hofwirtschaft des alten türkischen Reiches zu völliger Verfall. Überall war es wie in den Räumen der Hadrianvilla, wo nach dem Wort des persischen Dichters „die Eule schreit in des Palastes Hallen und die Spinne Fürsteherdienste tut in des Kaisers Saal“. Jetzt werden vielleicht die Granaten der verbündeten Flotten die letzten Reste einer romantischen großen Vergangenheit in Schutt legen.